

Grundlagen und Grundzüge der deutschschweizerischen Literatur von Haller bis zur Gegenwart : Schluss

Autor(en): **Greyerz, Otto von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **3 (1923-1924)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grundlagen und Grundzüge der deutschschweizerischen Literatur von Haller bis zur Gegenwart.

Von
Otto von Greherz.
(Schluß.)

Bu den Grundlagen dieser Dichtung gehören jedenfalls auch die Landesgeschichte und die Staatsform. Auf die Geschichte unseres Landes führen uns schon die unzähligen Erinnerungen, die sich an Ortsnamen knüpfen und die durch vaterländische Gedenkfeiern, eidgenössische und kantonale Feste und andere Anlässe, ganz abgesehen vom Schulunterricht, immer wieder aufgefrischt werden. Dieses geschichtliche Denken läßt sich vom politischen nicht trennen, auch das politische vom geschichtlichen nicht. Wenn Schiller im „Wilhelm Tell“ die Eidgenossen auf dem Rütli schwören läßt:

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!

so können wir das von Geschlecht zu Geschlecht wiederholen. Das Ideal unsrer Demokratie: Unabhängigkeit nach außen und Brüderlichkeit im Innern ist kein utopischer Zukunftstraum, auch kein wissenschaftliches Begriffsgebilde, sondern geschichtliche Tatsache des 13.—15. Jahrhunderts. Die kleine Eidgenossenschaft im Kampf gegen Oesterreich und Burgund, felsenfest und todesmutig in Verteidigung ihres Rechts, bleibt unser unerreichtes Vorbild, solange wir national denken und fühlen. Darum hat unser freiheitliches Streben einen stark konservativen Zug und unsre vaterländische Dichtung ein stark geschichtliches Gepräge. Weder das Weltbürgertum des 18. noch der Internationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts haben das wesentlich zu ändern vermocht. Schon Muralt und Haller, die ersten Mahnrufser im Zeitalter unseres Verfalls, sind rückwärts gewandte Propheten, die wie Stauffacher in Schillers Tell „die alten Zeiten und die alte Schweiz“ suchen.

Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?

So ruft der Dichter der „Verdorbenen Sitten“. Und der alternde Bodmer, der auf seine Weise an der Erneuerung schweizerischen Geistes mitzuwirken strebte, warf sich auf das historische Schauspiel, um durch den Mund schweizerischer Helden der Vorzeit politische Wahrheiten zu verkünden. Der gute Zweck hat hier die Mittel zwar nicht geheiligt; aber, so schlecht Bodmers Dramen sein mochten, so bedeuteten sie doch den Anfang einer vaterländisch-geschichtlichen Bühnendichtung, die ununterbrochen und unermülich bis auf den heutigen Tag gepflegt worden ist und in all ihrer künstlerischen Schwäche einem lebhaften Bedürfnis des Volkes entsprochen hat. Zwar bis zu Schillers „Tell“ ist nichts von bleibendem Werte entstanden; auch Joh. Rud. Maurers talentvolles Greifensee-Stück (von 1789) hat sich nicht halten können; aber daß auch

begabtere Dramatiker, die nach Schiller kamen, wie R u d o l f W u r s t e m b e r g e r , T h o m a s B o r n h a u s e r , K a r l M o r e l l und T h e o d o r C u r t i nicht durchzubringen vermochten, lag nicht sowohl an ihrem Talent als an der Rückständigkeit des schweizerischen Bühnenwesens. Die Feindschaft der protestantischen Geistlichkeit gegen jede Theaterkunst, die Abneigung des Bürgertums gegen den Schauspielerstand hatten bewirkt, daß die öffentliche Bühne, wo es überhaupt eine solche gab, ausländischen Spieltruppen anheimfiel. Und da fürstliche Kunstgönner, die anderwärts sich ein Residenztheater halten konnten, bei uns fehlten, so waren die Truppen einzig vom Zuspruch der Bürgerschaft abhängig. Und mit dieser verband sie keine Gemeinschaft weder des geselligen Zusammenlebens noch der geschichtlichen Erinnerungen noch der politischen Denkart. Selbst die Ungleichheit der Sprache stand im Wege. Sie steht heute noch dem schweizerischen Dramatiker im Wege, der sich um eine Bühnensprache von schweizerischem Klang und Gepräge bemüht und sich auf reichsdeutsche Darsteller angewiesen sieht, die seine Absicht weder verstehen noch erfüllen können. Nicht die Sprache allein, auch Umgangsformen, Mienen und Gebärden, unser ganzes Gehaben und Gebahren verlieren in der Darstellung durch fremde Berufsschauspieler die überzeugende Natürlichkeit. Und doch drängt uns angeborene Eigenart ebensosehr im Bühnenspiel wie in der Erzählungskunst zum realistischen Abbild des Lebens. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen ein durch und durch schweizerisches Drama, sei es nun Historie, Volksstück, Sittenbild, Lustspiel oder was immer, sich vorläufig nur auf dem Boden des Liebhabertheaters entwickeln kann.

Wir haben keine schweizerische Nationalbühne. Dafür haben wir vaterländische Festspiele, hervorgewachsen aus alter Ueberlieferung und dem lebhaften Bedürfnis, vaterländische Gedenktage durch historische Umzüge und Spiele zu feiern. Hier spielt und erlebt das Volk seine eigene Geschichte. Hier fühlen sich alle Teilnehmer, die Darsteller wie die Zuschauer, durch den gemeinsamen Besitz einer ruhmwürdigen Vergangenheit geeinigt und emporgehoben über kleinlichen Eigennutz und Parteigeist. Der dichterische Wert dieser Festspiele ist sehr ungleich. Daß aber echte Kunst auch auf diesem Boden gedeihen kann, haben die Festspiele von A r n o l d D t t , A d o l f F r e y und C a r l A l b r e c h t B e r n o u l l i erwiesen.

Reicher und besser als im Drama ist die vaterländische Geschichte in der Erzählungskunst verwertet worden. J o h. R u d. W y ß , dem Begründer der „Alpenrosen“ (1811) und M a r t i n U s t e r i , seinem Freund und Mitarbeiter, kommt das Verdienst zu, die Gattung der geschichtlichen Erzählung in der Schweiz eingeführt zu haben. W y ß , der gründliche Kenner des Berner Oberlandes, seiner Sitten und Ueberlieferungen, pflegte besonders die novellistisch umrahmte örtliche Volkssage, Usteri die geschichtliche Erzählung in nachgeahmter Chronistensprache. Ihnen folgten andere Mitarbeiter der „Alpenrosen“ wie R u h n , D a v. S e ß , A p p e n z e l l e r . Alle übertraf mit seiner Wucht und Phantasiefülle J e r e m. G o t t h e l f als Verfasser der „Bilder und Sagen aus der Schweiz“

(1842—46). Mit einer Kühnheit, die nur sein geschichtlicher Spürsinn und seine dichterische Ahnungskraft rechtfertigten, griff er seine Stoffe aus den fernsten, bisher scheu gemiedenen Zeitaltern heraus, aus dem der keltischen Druiden, der Römerherrschaft, der merowingischen Könige, der österreichischen Bögte, des Deutschritterordens in Sumiswald usw. In den Mittelpunkt der allgemeinen Zustände und Ereignisse stellte er gewöhnlich einen großen seelischen Konflikt oder einen sich bildenden Charakter, ähnlich dem Verfahren Walter Scotts, der wahrscheinlich sein einziges Vorbild war. Auch vom Standpunkt der heutigen Geschichtsforschung ist es erstaunlich, welche Anschaulichkeit und Lebensfülle nicht nur, sondern wieviel geschichtlich richtige Auffassung Gotthelf aus seinen spärlichen Fundgruben, aus Joh. v. Müller und den Chronisten, herauskug. Vor und nach Gotthelf wählen alle unsere historischen Erzähler ihre Stoffe aus der Landesgeschichte: Alfred Hartmann und Thomas Bornhauser, seine Zeitgenossen, dann Peter Conrad v. Planta, Jakob Frey, Arthur Bitter, Jos. Anton Henne, Andreas v. Sprecher, Gottfried Keller als Verfasser des „Dietegen“ und der Züricher Novellen, auch C. F. Meyer in seinen ersten Werken, bis zum Jahr 1872. Nur zwei Ependichter stellen sich zur Ausnahme einmal auf fremden Boden: Salomon Tobler mit seinem „Columbus“ und Abr. Eman. Fröhlich mit seinem „Gutten“, beide ohne dauernden Erfolg. Meyers historische Novellen, mit Stoffen aus der französischen, englischen und italienischen Geschichte sind eine Sondererscheinung wie er selbst. Gleich nach ihm kehren unsere besten Erzähler und Erzählerinnen, soviel sie auch von seiner Kunst gelernt haben, auf den heimischen Boden zurück: Adolf Böglin, Meinrad Lienert, Jakob Böhrt, Adolf Frey, Maria Waser, Heinr. Federer, Joh. Jegerlehner, Ernst Zahn, Em. Stichelberger. Außer C. F. Meyer sind es nur eingewanderte Deutsche oder Desterreicher, vor allem Heinrich Bichofke und Jos. Viktor Widmann, die den engen Rahmen des schweizerischen Schauplatzes sprengen und ihre Stoffe aus fremdländischen und überseeischen Gegenden holen. Das gilt auch von einer unserer besten Romanschriftstellerinnen, die aber in Wien aufgewachsen ist und lange Zeit in Masagan gelebt hat: Grete Auer, die Verfasserin der Memoiren des Chevalier von Roquesant, der marokkanischen Erzählungen und des Dschilali (1922). Gottfr. Keller hat nur in einigen Erzählungen des „Sinngedichts“ und im „Panfraz dem Schmoller“ seiner Phantasie einen Ausflug in außerschweizerische und sogar überseeische Triften gegönnt.

Als besonderer Zweig der geschichtlichen Erzählungskunst ist die mündertliche historische Novelle hervorzuheben. Ungefähr zur selben Zeit wie Fritz Reuters „Franzosenid“, die in den Jahren 1810—13 spielt, begann als erster in der Schweiz Bernhard Wyß von Solothurn mit kurzen historischen Novellen, deren Handlung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgreift. Ihm folgte auf gleichen Pfaden sein Landsmann Franz Jos. Schild, Arzt in Grenchen, und etwas später der Graubündner Mich. Quoni mit seiner ins 16. Jahrhundert zurückführenden

Mundartnovelle „Der Spusagang“ (1884). Aber erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts, nachdem bereits Fritz Reuter, Paul Tiede und Ferd. Krüger die historische Novelle in plattdeutscher Mundart kunstvoll ausgebildet hatten, fand sich in unserm Lande ein Dichter, der sie zu einem Lebenswerk ausbaute, das, trotz seinen Mängeln, wohl einzig dasteht: Rudolf v. Tavel mit seinen acht Bänden berndeutscher Novellen, alle aus der Vergangenheit seiner bernischen Heimat geschöpft, vom Zeitalter Niklaus Manuela bis zu den letzten schweizerischen Söldnerdiensten unter Franz II. von Neapel; eine Geschichtenfolge, die neben dem kulturhistorischen und menschlichen Interesse der Handlung und ihrer Träger ihren besondern Wert hat als dichterische Verkörperung altbernischen Geistes und Gemüts.

Fast jeder Kanton der deutschen Schweiz hat, wenn auch in bescheidenen Denkmälern der Literatur, seiner Eigenart dichterischen Ausdruck verschafft; doch nur in der Mundartdichtung offenbart sich uns dieser Reichtum an ausgeprägten Gesamtcharakteren von Kantonen, Landschaften und Talschaften. Die Schriftsprache wirkt ausgleichend, die Mundart individualisierend. Da ist Bern, die Hochburg stolzbewußten, trozigen Bauerntums, mit seiner Anhänglichkeit an alte volksmäßige Ueberlieferung in Sprache, Trachten, Bauformen, Bräuchen, seinem Sinn für Geschichte und Staatskunst, seiner tiefen Abneigung gegen allen großstädtischen und importierten Schwindel, der rechte Nährboden für das Volkslied und die historische Novelle. Ihm am nächsten verwandt Argau und Solothurn einerseits mit ihrer gemütvollheitern Spinnstuben- und Riltabendpoesie, Luzern anderseits mit seiner übersprudelnden, unverfeinerten Sing- und Lebenslust, das Mutterland der Mundartdichtung seit Zneichen und Häfliger. Zürich und Basel, jedes getrennt durch den Gegensatz von Stadt und Land; Zürich die Stadt, durch Handelsverkehr und geistige Regsamkeit allem Neuen geöffnet, seit Usteris Zeiten die Heimat der breit ausmalenden, städtischen Sittenschilderung und des geschwägigen Konversationsstückes; Zürich das Land hingegen die Urstätte des modernen Naturalismus in Jakob Stuck' dramatischen Gemälden aus dem Volksleben (seit 1831) und Jakob Senns Volksanedoten. Baselstadt, durch alte Geisteskultur ausgezeichnet, mit fein geschultem Ohr und geschliffenem Verstand, empfindlich gegen schlechte Verse und platte Witze, vornehm kühl zurückhaltend und sein Gefühl mit leiser Ironie in fein humoristischer Stimmungslirik verberatend, die Vaterstadt gemütvoller Lyriker im Geiste Hebels wie Theod. Meyer-Merian und eines feinen Spötterdichters wie Dominik Müller; Baselland — derber, bäurischer, aber kerngesund, in seinen besten Vertretern Wilhelm Senn und Jonas Breitenstein durch städtische Geistesbildung veredelt. Dann Appenzell, von alters her durch Singlust, Mutterwitz und launige Erzählungskunst ausgezeichnet, beispielsweise die Heimat des volkstümlichen Improvisators Konrad Fried; das st. gallische Toggenburg, das Glarnerland, Graubünden — jedes ein fruchtbarer Boden für Natur-, insbesondere Alpenpoesie und für bodenständige Volkserzählung, aber jedes geschlossen in seiner Art.

Diese Mannigfaltigkeit landschaftlichen Geisteslebens, hervorgegangen aus der ungleichen Natur des Bodens, aus jahrhundertalter staatlicher Gliederung und noch älteren völkischen Unterschieden des Blutes und der Mundart, der Sitten, der Religion, des Erwerblebens usw. — diese Mannigfaltigkeit, in welcher die Kraft und Schönheit unseres Bundeslebens ruht, sie macht auch die Würze und Nährkraft unsrer Dichtung aus. Wo der Ausländer im Geist und Stil eines Schriftwerkes nur den Schweizer erkennt, da erkennen wir oft den Basler, Zürcher, Berner, Thurgauer usw. Wir dürfen auf eine ganze Reihe von Dichtern hinweisen, die das Volkstum ihrer engern Heimat in seinem Grundwesen verkörpern, so die Berner Jeremias Gotthelf, Simon Gfeller und Rudolf v. Tavel, so die Basler Meyer-Merian, Wilhelm Senn und Dominik Müller, so der Schwyzer Meinrad Lienert, die Solothurner Wyß, Schild, Joachim und Reinhart oder die Glarner Becker und Streiff; die meisten von ihnen sind zugleich Vertreter der Schriftsprache wie der Mundart und bekennen so ihre Zugehörigkeit zur deutschen Bildung im weiten Sinne wie zum Volk der heimatlichen Scholle. Andere wieder, obgleich fest im Heimatboden wurzelnd, bedienen sich ausschließlich der Schriftsprache, der sie aber unverkennbare und echte Schweizerprägung geben, so besonders Jakob Bofhart, Heinr. Federer, Alfred Huggenberger (als Erzähler), Joh. Jegerlehner, Paul Siegfried, je nach dem Stoff auch Maria Waser, Lisa Wenger und viele andere. Im neuesten Schrifttum verblaßt das schweizerische Gepräge oft völlig oder es wird, wie bei Zahn und Geer, nur von Ausländern wahrgenommen. Gottfried Keller war es beschieden, aus feinstem und untrüglichestem Sprachgefühl für Mundart und Schriftsprache sich einen Stil zu schaffen, der die Würde und Geistigkeit des höheren Deutsch mit der herben, kräftigen Nüchternheit der Volkssprache verbindet. Keiner vor ihm hat das deutschschweizerische Wesen zu einer dichterischen Idealität emporgehoben, in der wir zugleich die Enge unseres Daseins und die Weite unsrer Bestimmung erkennen. Der Baum seiner Dichtung wurzelt fest in der Heimat wie der Gotthelfs, wenn auch mit weniger mächtigem Wurzelwerk, aber die Krone wölbt sich höher über dem Boden und badet sich in reineren Lüften.

Dieses schweizerische Wesen, soweit es nicht allgemein alemannisches Erbe ist oder sich aus der Natur des Landes ergibt, hat seinen Ursprung in den Grundeinrichtungen unsres öffentlichen Rechts: in der aus ältester Zeit überkommenen Selbstverwaltung der Gemeinden, in der Souveränität der eidgenössischen Stände oder Kantone und in den seit der Bundesverfassung von 1874 noch erweiterten politischen Volksrechten. Wir sind mit all diesen Einrichtungen zwar noch lange kein vollkommener Volksstaat; aber wir sind ein Volksstaat, nicht bloß grundsätzlich, sondern in Fleisch und Blut. Das staatsbürgerliche Bewußtsein, das Gefühl der Verantwortung aller für alle und das der Gleichheit aller vor dem Gesetz sind nicht bloß starke Triebfedern unseres menschlichen Handelns und Strebens; sie drängen sich auch, sei's als Stoff oder Grundgefühl oder volkerzieherische Absicht in die Erfindung des Dichters.

Unsre neuhochdeutsche Dichtung ist von Anfang, d. h. von Gallers Alpen und seinen Satiren an auf die Kritik öffentlicher und gesellschaftlicher Zustände und auf die Beförderung des bürgerlichen Gemeinwohls eingestellt. Diesem Zwecke dienen auch schon die satirischen Gesellschaftsgemälde in den zürcherischen „Diskursen der Maler“ von 1721—23 und in ähnlichen Wochenschriften aus Bern und Basel. Die Wendung zur Politik deutet schon der Name einer baslerischen Zeitschrift „Der helvetische Patriot“ (1755—56) an. J s a a k J s e l i n, ihr vermutlicher Herausgeber, und F r a n z U r s B a l t h a s a r von Luzern veröffentlichten ihre „philosophischen“ oder „patriotischen“ Träume eines Eidgenossen. Im Jahre 1761 wurde die Helvetische Gesellschaft, ungefähr gleichzeitig die Oekonomische Gesellschaft von Bern gegründet. So war der Boden bereits mit vaterländischen Ideen geschwängert, als der Flugsame der deutschen Bewegung von Sturm und Drang ihn erreichte. H e i n r i c h F ü ß l i und J o h. R a s p. L a v a t e r, die man wohl die schweizerischen Stürmer und Dränger nennen kann, entluden ihren innern Aufruhr in einer Anflageschrift gegen einen ungerechten Landvogt und in einer von Rousseauschem Geiste erfüllten Zeitschrift „Der Erinnerer“. Füßli verpuffte noch einige revolutionäre Oden und Lavater schrieb 1769 seine „Schweizerlieder“. Damit war wieder in die vaterländische Poesie eingelenkt, und dabei blieb es auch. Es folgten schweizerische und helvetische Blumenlesen und Musenalmanache, Bonstettens Briefe über ein schweizerisches Hirtenland, G a u d e n z v. S a l i s' Gedichte und, vom Jahre 1786 an, J o h a n n e s v. M ü l l e r s Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft.

Eine ähnliche Wendung hat es ungefähr zur gleichen Zeit mit der Idyllendichtung genommen. Galler hatte sein Arkadien in der Wirklichkeit des Aepplerlebens entdeckt, Sal. G e ß n e r träumte das seine in die griechische Schäferwelt zurück. Allein in dieser phantastischen Lustregion konnte sich schweizerische Dichtung nicht halten. Das Schwergewicht des praktischen und vaterländischen Gedankens zog sie auf den vertrauten Heimatboden zurück. Geßner selbst machte 1772 mit einer „Schweizeridylle“, deren Schauplatz er auf den Rautenberg bei Näfels verlegte, einen schüchternen Versuch. Doch nicht ihm, sondern dem großen Volksfreund P e s t a l o z z i war es beschieden, den kühnen Wurf zu tun und die erste deutsche Dorfgeschichte zu schreiben; die erste wenigstens seit dem mittelalterlichen „Meier Helmbrecht“, den er natürlich nicht kannte, wie er auch die mecklenburgischen Idyllen von Voß (1785 gedruckt) nicht kennen konnte, sonst würde er hier, namentlich in den „Leibeigenen“ und den „Freigelassenen“ einen verwandten Pulsschlag sozialen Mitgefühls entdeckt haben. Wenn Pestalozzi überhaupt einen Vorgänger hatte — ein Vorbild dürfte man nicht sagen — so könnte es nur J o h. R a s p. S i r z e l s „Wirtschaft eines philosophischen Bauers“ (von 1761) sein. Denn hier zum erstenmal neigt sich der Prophet vor dem Bauer, wie Pestalozzi sich neigt vor der Maurersfrau Gertrud, der Erzieherin. Pestalozzis „Dienhard und Gertrud“ blieb lange Zeit einzig in seiner Art. Geßners Idealmanie: wirkte fort wie ein Bann. Bonstetten entkam ihm nicht. F r a n z

Kaver Bronner, der auch Idyllen dichtete und den Schauplatz dazu in der Schweiz, seiner neuen Heimat, zu finden glaubte, blieb Gefnerianer. Er hatte wohl den Zug zum Volk, aber er kannte es zu wenig. Ulrich Hegner von Winterthur kam ihm einen großen Schritt näher, als er die Revolutionstage seines Salu, eines jungen Holzhackers, erzählte (1807—12). Dasselbe gilt von den besten Erzählern der „Alpenrosen“, von Wyß, Fuhrn und Gek, welche die Gattung des ländlichen Sittenbildes und der kurzen Erzählung aus dem Volksleben pflegten, fleißige, liebevolle Miniaturarbeit. Allein die geniale Tat, die alles Bisherige in den Schatten stellte, kam erst mit Jeremias Gotthelfs „Bauernspiegel“, 1836, dem ersten deutschen Bauernroman, Zimmermanns „Oberhof“ um zwei Jahre, Auerbachs ersten Schwarzwälder Dorfgeschichten um sieben Jahre voraus. Gotthelf ist der Fortsetzer und Vollender Pestalozzis; was dieser mit dem besten Herzen, aber unzulänglicher Kunst unternommen, führte Gotthelf mit überquellender Schöpferkraft und der unbeirraren Sicherheit des Genies durch. Gemeinsam war ihnen die Liebe zum niedern Volk und der christlich-demokratische Glaube, daß menschliche Größe, Heldentum, Seelenadel unter den glanzlosen Lebensformen des Bauern- und Handwerkerstandes so gut zu finden ist wie auf den Höhen der Bildung, der Schönheit und des Genusses; daß Glück und Unglück, Seelenruhe und Seelennot, Weisheit und Torheit, Weltüberwindung und Weltplage den Menschen in jedem Stande gleich tief und gleich nahe angehen können, und daß der Kampf zwischen guten und bösen Geistern innerlich gleich ausgefochten wird. Diesem Glauben, dieser Ueberzeugung eines idealgesinnten Demokraten hat Gotthelf in seinem ganzen dichterischen Lebenswerk zum erstenmal eine packende und zwingende Gestalt gegeben; er hat damit nicht bloß der schweizerischen, er hat der europäischen Literatur, die in der Ueberschätzung der höheren Bildungssphäre befangen war, den Weg zum Volk gewiesen. Es wäre überflüssige Mühe, den bestimmenden Einfluß nachweisen zu wollen, den er auf die schweizerische Erzählungskunst, ja selbst auf das bodenständige Schauspiel ausgeübt hat. Auf ihn und letzten Endes auf Pestalozzi geht alles zurück, was in der Schweiz den Namen Heimatkunst verdient.

Das demokratische Grundgefühl unsres öffentlichen Lebens zeigt sich endlich, und vielleicht für jedermann am greifbarsten, in der Rolle, welche die Volkssprache, das Schweizerdeutsch, in unserer Literatur spielt.

Unsre Mundartdichtung, vor hundertdreißig Jahren durch zwei katholische Geistliche der Urschweiz begründet, ist heute nicht nur überaus reich entwickelt, sondern in mehreren Gattungen zu einer Kunsthöhe herangereift, die wohl nur von der neuesten plattdeutschen Dichtung überstiegen worden ist. Sowohl die Erzählung als das Schauspiel haben sich längst von der Oberfläche des Lebens weg auch den seelischen Leiden und Rätseln, den wirtschaftlichen Nöten und Spaltungen, überhaupt dem Ernst unsres verworrenen Daseins zugewandt. Eine Versdichtung wie Paul Hallers „Suramareili“, ein soziales Drama wie sein „Marie und Robert“, ein dramatisches Seelengemälde wie Simon Gfellers „Schwarmgeist“

widerlegen sofort das törichte Gerede, die Mundart sei für Idyllen und Schwänke gut genug. Ist sie doch zum Beten gut genug, zur herzerreißenden Klage und zur leidenschaftlichen Liebesprache. Warum sollte sie vor tragischen Lösungen im Schauspiel zurückschrecken? Es braucht nichts als geniale Meisterschaft über sie. Wir haben es in der Mundartlyrik erlebt, welcher Wandlungen zu reineren Kunstformen und seelenvollern Tönen die Mundart fähig ist. Jahrzehnte war Peter Hebel einziges Beispiel. Aber schon Rütlinger fand neue Weisen; Adolf Frey, Meinrad Lienert, Josef Reinhart jeder die seine. Wie anderwärts, z. B. im badischen Oberland und in Borarlberg, ist auch bei uns die Mundartdichtung von allen Ständen gepflegt worden; aber es gereichte ihr zu besonderem Vorteil, daß Männer und Frauen von feinsten Bildung daran teilnehmen konnten, weil sie trotz ihrem Gesellschaftsstand in der Volkssprache lebten. So haben beispielsweise Gelehrte von weitem Ruf wie Jakob Burckhardt, Karl Rud. Hagenbach, Adolf Frey, Rennward Brandstätter, und Frauen von feinem Geschmack und verdientem Ansehen an der Ausbildung der Mundartpoesie teilgenommen. Manche unsrer besten Schriftdeutsch-pflegenden Dichter, Simon Gfeller, Josef Reinhart, Meinrad Lienert, Alfred Suggenberger widmen sich mit gleicher Liebe, die meisten mit gleich hohem Kunstfeifer, der Mundartdichtung.

Diese Dichter bilden die unentbehrliche Brücke zwischen der freizügigen Kunstliteratur und der bodenständigen Heimatdichtung. Sie erschweren die ständische Absonderung eines Schriftstellertums, das sich dem Mutterboden des Volkes und Staates entwachsen glaubt. Die Idee eines besondern Schriftstellerstandes findet keinen Anklang in unsrer Demokratie. Nicht nur Jerom. Gotthelf, auch C. F. Meyer hat sich dagegen verwahrt, Schriftsteller im Sinn eines Berufsstandes zu heißen. Wenn Jakob Heer als erster und nach ihm einige frühreife Talente sich von dem vermeinten Glück eines allen Berufs- und Bürgerpflichten enthobenen „freien“ Schriftstellers haben verlocken lassen, so ist das ein Bruch mit altbewährter Ueberlieferung. Der Dichter, der seinem Volke Führer und Erzieher sein will, der überhaupt eine Stimme haben will im Volke, darf sich von dessen Wohl und Weh nicht selbstgenügsam trennen wollen. Mancher, dem die Heimat zu eng war, wie er glaubte, um ein großer Geist zu sein, hat es erfahren müssen: „Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland.“ Edel veranlagte Geister wie z. B. J. Gg. Zimmermann, Leuthold, Dranmor haben Beispiele geliefert. Wenn von solchen Enttäuschten etwa versucht wurde, die Schuld auf das Vaterland zu werfen, das ein guter Boden für Viehzucht aber nicht für Poesie sei, so ist mit Karl Spitteler zu antworten, der es auch wissen muß: „Das Schweizervolk schätzt, liebt und ehrt seine Dichter, nachdem sie etwas Rechtes geleistet haben, aber es hat ein Grauen vor dem Dichterstande und den Dichtergebärden. Möge es nie anders werden!“

Leider ist schon vieles anders geworden, seit Spitteler diese Worte schrieb. Wir haben einen schweizerischen Schriftstellerverein, eine Schillerstiftung, eine Werkbeleihungskasse, lauter Einrichtungen, die dem Auf-

kommen eines eigentlichen Schriftstellerstandes und einer gewerbsmäßigen Auffassung des Dichterberufes wenn auch unfreiwillig Vorschub leisten. Bereits regt sich auch ein schriftstellerndes Proletariat, das, ohne Fühlung mit dem Volk, eine wurzellose und darum auch brotlose Kunst betreibt, sich stolz vom Volke ab- und, weniger stolz, all jenen Hilfskassen zuwendet, von denen etwas zu ergattern ist, sei's mit sei's ohne wirkliches Verdienst. Von dem Schamgefühl, das Spitteler noch in seinen „Lachenden Wahrheiten“ als das erste Merkmal der schweizerischen Schriftsteller rühmen konnte, ist bei diesen Zudringlichen und Ueberflüssigen nicht mehr viel zu finden, geschweige denn von jenem Idealismus, dem das Verdienst über den Verdienst geht. Die Frage: „Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?“ gilt diesen Poeten nicht.

* * *

Bis dahin haben wir versucht, einige Grundzüge der schweizerischen Literatur aus festen Tatsachen unsres Daseins abzuleiten: aus der mittleren Lage unsres Landes, aus seiner Alpennatur, aus der Geschichte und dem politischen Geist unsres Volkes. Es bleibt uns noch übrig, der ältesten und innerlichsten Grundlage nachzuspüren: den angeborenen Eigenschaften des alemannischen Stammes.

Gewiß liegt hier die Gefahr nahe, einzelne Züge willkürlich zu verallgemeinern, zumal solche, die heute nicht mehr so markant hervortreten wie in frühern Zeiten; noch näher die andere Gefahr, Eigentümlichkeiten für den alemannischen Stamm in Anspruch zu nehmen, die einst dem Deutschtum überhaupt angehört haben.

Wie dem aber auch sei, sicher scheint mir eins: unser alemannischer Sinn ist auf das Wirkliche, das Vernünftige, das Gemeinnützige und das Gute gerichtet und nicht auf das Wesenlose, das Maßlose, das Zwecklose und den schönen Schein. In dieser Charakteristik liegt beides begriffen, Vorzug und Nachteil, Lob und Tadel. Ein Volk, dessen Lebensideale so ganz im Gebiet der sittlichen und sozialen Tüchtigkeit liegen, kann nicht gleichzeitig dem blühenden Spiel der Phantasie und der geistreichen Tändelei ergeben sein. Nach mehr als einer Seite hin muß es an die Grenzen seiner Begabung stoßen.

Wirklichkeitsinn und -freude zeichnet schon unsere Steinmar und Sadaub unter den spätern Minnesängern aus; sie kündigt sich später in den beiden bahnbrechenden Werken unsrer neuhochdeutschen Literatur an: in den „Diskursen der Maler“ und den „Alpen“. Maler nennen sich die beiden Zürcher und ihre Freunde, weil sie sich die Nachahmung der Wirklichkeit in Natur und Leben zur Aufgabe stellen; und die Wirklichkeit suchen sie in ihrer nächsten Nähe, in den sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen ihrer Vaterstadt. Albrecht Haller aber schöpft sein Idealbild unverdorbener Menschheit aus dem wirklichen Leben der Alpenbewohner. Wie bezeichnend ist es doch für seinen Wirklichkeitsinn, daß er uns mitten in dem schwungvollen Gedicht einläßliche Beschreibungen von Alpenblumen und Bergkristallen gibt und von den Gantierungen beim Käsen! Geschmack des 18. Jahrhunderts, wird man sagen. Aber gar

nicht! Noch hundert Jahre später wird von einem andern Schweizer Dichter, dem Waadtländer *Eugen R a m b e r t*, in seinen „Gruvériennes“ diese poetische Käseerei wiederholt. — Gewiß, wir haben auch einen Gegner gehabt, wie wir jetzt einen *Karl Spitteler* haben, beide zum Beweis, daß die Phantasie sich ihr Recht nicht nehmen läßt, überall und nirgends daheim zu sein. Doch sind das Bildungsdichter, die im Zauberbann der alten Griechen stehen. Wo immer aber sich bei uns ein ursprüngliches, von literarischen Einflüssen kaum berührtes Talent auftut, da saugt es sich an der Wirklichkeit seiner nächsten Umgebung und seiner eigenen Erlebnisse fest; so *Ulrich Bräker*, der arme Mann im Toggenburg, so *Jakob Stutz*, der ebenso arme Autodidakt im Zürcher Oberland, und fast alle unsere naiven Mundartdichter. So auch in gewissem Sinne *Heinrich Pestalozzi*, der Marmontel'sche Erzählungen nachahmen wollte und — „*Lienhard und Gertrud*“ schrieb!

Unsere Liebhaberei ist seit alters die „wahre Geschichte“, sei es Chronik oder Selbstbiographie oder realistische Erzählung mit geschichtlichem oder zeitgenössischem Hintergrund. Keine Dichtungsgattung ist unserm Wesen gemäßer als die epische, keine haben wir zu höherer Blüte entwickelt.

Wir haften fest und schwer an unserer Schweizererde. Nicht leicht wird uns ein Erzähler zu realistisch. Denn wir nehmen die Dinge auch im Leben so wie sie sind, oder wie wir sie eben sehen, nüchtern und sachlich, ohne phantastische Vergrößerung oder Verkleinerung. Und so wie sie sind, wachsen sie uns ans Herz oder finden wir uns mit ihnen ab. Die Rousseau'sche Schwärmerei für Natur und Naturzustand setzte sich bei uns in politische und volkswirtschaftliche Reformbestrebungen um, und von der deutschen Romantik fand nur die Freude an vaterländischer Poesie und Sage der Vergangenheit empfänglichen und fruchtbaren Boden. Das andere aber, das träumerische Hell Dunkel, die krankhafte Sehnsucht, das geistreiche Spiel des Dichters mit seinem Stoff und seinem Leser, die sog. romantische Ironie — sie blieben fast ohne Wirkung auf unsere Literatur. Da und dort ein leiser Nachklang, bei *August Corrodé* sogar noch in den fünfziger Jahren („*Waldleben*“ 1856), aber ohne Wiederhall. *Gotthelf* und *Keller*, beide eine zeitlang romantisch angesteckt — man denke an den „*Druiden*“ und den „*Selbstertraum*“ von *Gotthelf*, an die Jugendinge von *Keller* — spülten diesen fremden Tropfen energisch aus ihrem Blute. Am Sinn des Volkes für Wirklichkeit, Lebenswahrheit und vernünftiges Maß prallte noch jede literarische Welle ab, die das ausländische Großstadtgetriebe zu uns herüberwarf: Naturalismus, Symbolismus, Expressionismus, Futurismus. In all diesen Programmen, auch wenn sie einen fruchtbaren Gedanken enthalten, gibt sich ein Aesthetentum zu erkennen, das die menschliche Anteilnahme an dem Dargestellten und die sittliche Wertung der Personen und Handlungen ausschließen möchte. Die Dichtung soll rein ästhetisch, ohne die Maßstäbe der Lebenserfahrung, gewertet werden. Darauf versteht sich unser Volk nicht. Es ist nicht ästhetisch veranlagt. In der Form verträgt es die ungeschminkte Wahrheit, die groben Aernworte, den derben Spott besser als die glatte Phrase, die wohl-

lautende Figur und die geistreiche Ironie. Es dringt auf den Kern und sucht das Dauernde des Lebensgehaltes. Es verlangt sittliche Wahrheiten, Befräftigung seiner tüchtigsten Lebenstriebe: Glaube an den Wert des Daseins, der Arbeit und der Pflichterfüllung. Das Lesen von Büchern ist ihm kein literarischer Spaß, kein bewußtes Genießen künstlerischer „Qualitäten“, sondern ein geistiges Bad, aus dem es erfrischt und neu gestärkt für die Mühen des Alltags und die Prüfungen des Schicksals hervorgehen möchte. Darum kann es mit allem, was aus dem Geist der Verneinung stammt, nichts anfangen. Zweifelsucht, Welterschmerz, Menschenverachtung, Frivolität haßt es als Zerstörer seiner gesunden Lebenszuversicht.

Erzieherische Absichten, auch wo sie, wie bei Gotthelf und Keller, deutlich hervortreten, stören seinen Genuß nicht. Es weiß nichts von der ästhetischen Empfindlichkeit des Gebildeten gegen jede leiseste Tendenz. Unsere bodenständige und volkstümliche Literatur hat fast immer lehrhafte oder erzieherische Absichten verfolgt, sei es im geistlichen Ornat, sei es im Narrenkleid, und nur langsam reift der einfache Leser aus dem Volk zu der Wertschätzung einer Kunst heran, die alle Lebensweisheit in Gestalten und Schicksalen verkörpert.

Das Volk, von dem ich hier immer spreche, ist das an die Scholle gebundene, vor allem das landbautreibende Volk der Schweiz, das naturgemäß den altererbten Charakter unseres Stammes noch am reinsten bewahrt hat. Von ihm ausgehend habe ich diejenigen Züge unserer Literatur zu zeichnen gesucht, die zu unserer Stammesart gehören. So erklärt es sich, daß mancher Dichtername, der jedem Gebildeten, vielleicht sogar außerhalb der Schweiz, geläufig ist, nur beiläufig oder gar nicht erwähnt wurde. Es hat von Gallers Zeiten bis zur Gegenwart schweizerische Schriftsteller gegeben, die nur in der höheren, städtischen Bildungsschicht Beifall und Verständnis gefunden haben, dem eigentlichen Volke aber fremd geblieben sind. Die einen standen über ihm und gehörten der Welt an; die andern standen außer ihm, vielleicht auch unter ihm, und wurden zu leicht erfunden. Das gilt sicher von solchen, die sich ihres Volkes und seiner Eigenart schämten und sie vor der Welt verleugneten. Solche hat das Volk auch verleugnet. Wer sein eigen Volk nicht liebt und achtet, muß auch von ihm nicht Liebe und Achtung erwarten. Propheten, lernt euch neigen!

Wir dürfen zur Ehre unseres Schrifttums sagen: unser Volk hat die Dichter, die es braucht, nicht solche meine ich, die ihm nach dem Munde reden und seinen Schwächen schmeicheln — es fehlt auch an denen nicht! — sondern die, wie Gottfried Keller es gewollt hat, ihm ein Bild seiner höhern Bestimmung vor Augen halten.